

Von Dortmund aus sammelt eine deutsche Krankenschwester Spenden für ihre Klinik in Afghanistan

Von Ingrid Müller-Münch (Köln)

"Ich kann nicht jeden Tag mit Afghanistan sterben. Das schaffe ich einfach nicht." Die Frau, die diesen Seufzer ausstößt, ist 59 Jahre alt, von Beruf Operationsschwester, schon vor Jahren mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet und derzeit so etwas wie ein Medienstar. Immerhin ist sie eine der wenigen, die in Zeiten zensurierter Kriegsberichterstattung aus erster Hand über Afghanistan berichten können.

Fast täglich telefoniert Karla Schefter mit einem Gewährsmann im pakistanischen Peschawar, zu dem einer ihrer Mitarbeiter aus dem afghanischen Ort Chak-e-Wardak illegal über die grüne Grenze gelangte. Über ihn erfährt sie, wie es um ihr Krankenhaus steht, das sie vor zwölf Jahren in Chak-e-Wardak aufbaute, in dem jährlich mehr als 40 000 Patienten versorgt werden und in dem inzwischen die ersten Bombenopfer operiert wurden. Dies erfährt sie bei einem der kurzen, über Satellitentelefon geführten Gespräche mit einem der drei an der Klinik tätigen Chirurgen. Ansonsten wollen die Gesprächspartner eher Alltägliches von ihr wissen: ob eine für die Patienten bestimmte proteinreiche Nahrung, die nicht süß genug ist, durch Zucker angereichert werden darf. Oder ob man die Gehälter der Ärzte (170 Mark monatlich) und des Pflegepersonals (110 Mark) auszahlen könne.

Noch ist das Krankenhaus gut versorgt, sind die Vorräte hinter Schloss und Riegel. Wie jedes Jahr hatte Karla Schefter auch dieses Mal alles winterfest gemacht, bevor sie für einige Monate zurück nach Deutschland ging. Früher als üblich, gezwungenermaßen schon im September, als alle Ausländer des Landes verwiesen wurden. Von Dortmund aus sammelt sie im Winter, wenn in dem 2400 Meter hoch gelegenen Gebiet um Chak-e-Wardak 20 Grad minus herrschen, Spenden. 400 000 Mark werden jährlich zum Betrieb des Hospitals benötigt. Anfang 2001 hatte sie da ihre Schwierigkeiten, das Geld zu beschaffen, interessierte sich kaum jemand für die Not in Afghanistan. Jetzt, seitdem sie durch die Medien tingelt, fällt die Kollekte üppiger aus. Und der Spendenfluss wird wohl noch einmal anwachsen, werden, wenn Karla Schefter am kommenden Donnerstag mit dem "Wohltätigkeits-Bambi" geehrt wird.

Das ist gut so; denn Karla Schefter sorgt sich, wie es in Chak-e-Wardak weitergehen wird. Noch liegt der Ort hinter der Kriegsfront. Noch verfügt das Krankenhaus - trotz dreijähriger Dürre - über ausreichend Wasser. Noch fallen hier keine Bomben, haben sich keine Extremisten versteckt. Doch sobald sich herumspricht, dass hier Vorräte lagern, könnte dies Neider anlocken. Schon jetzt zieht die Klinik mehr und mehr Flüchtlinge aus Kabul und anderen Großstädten an, die zurück in ihre Heimatprovinz zu Verwandten flohen. In der Hoffnung, dass auch für sie vom Krankenhaus ein Almosen abfällt.

Die einheimische Landbevölkerung kann die Flüchtlinge kaum mitversorgen. Das Brennholz wird schon jetzt, da der Winter erst beginnt, knapp. Kuhfladen und Schafskötte, die zum Beheizen der Kochstellen benutzt wurden, fehlen, weil kaum noch Bauern Vieh halten. Als kürzlich

die Dieselpumpe zur Wasserversorgung des Hospitals ausfiel, fand sich nur mit Mühe jemand, der sie zu reparieren verstand. Die Apotheke in Kabul, die das Krankenhaus bislang mit pakistanischen Medikamenten versorgte, scheint nicht mehr zu existieren.

Aus Sorge, dass alles in Chaos versinkt, will Karla Schefter am 19. November nach Peschawar reisen. Sie hofft, dort auf Krankenhausmitarbeiter zu treffen, die erneut den Weg über die illegale grüne Grenze schafften. Pessimismus ist ihr fremd. Man wisse sehr gut zu improvisieren, sagt sie, wurschtele sich ständig durch. In den zwölf Jahren, die sie sich in Afghanistan engagiere, habe es immer Krieg gegeben. "Das ist für uns nichts Neues. Nur jetzt, wo die USA sich beteiligen, wird man auch hier darauf aufmerksam."

Doch diesmal, das muss Karla Schefter zugeben, ist die Lage anders. Früher, als noch nicht extremistische Fanatiker die Oberhand im Taliban-Regime hatten, da wagte sie schon mal, unter der Burka versteckt illegal ins Land einzureisen, wenn ihr die Visa-Formalitäten zu langsam vorangingen. Das würde sie sich heute nicht mehr trauen. Auch Journalisten, die sie fragen, rät sie dringend davon ab. Für derlei Experimente ist ihrer Einschätzung nach die Lage viel zu zugespitzt. Ausländer, so befürchtet sie, könnten als Geiseln genommen, wegen Spionage angeklagt werden.

Schon vor dem Bombardement durch die USA stand ihrer Einschätzung nach Afghanistan auf Messers Schneide. Ob nun die Bomben eine Lösung bringen werden, das bezweifelt sie sehr. Doch "es musste etwas geschehen, so konnte es nicht weitergehen", das war allerorts zu spüren. Zu rigoros wurde das Land gebeutelt, wurden die Leute verängstigt, war alles an alter Infrastruktur zusammengebrochen. An der Universität in Kabul studierten ihres Wissens nur noch 7000 Studenten. Die Frauen, die sie versorgte, waren fast durchweg anämisch, depressiv, schwer gestört. Das Schulwesen existierte so gut wie nicht mehr. Junge Leute hatten keinerlei Perspektive. "Jeder sah zu, dass er möglichst außer Landes kam", sagt Schefter. Sie selbst traute sich nicht mehr wie früher, wenn sie mit dem Krankenhaus-Toyota übers Land fuhr, eine Kassette einzulegen, weil die Religionspolizei inzwischen drastische Strafen für jegliches Musikhören verhängt hatte.

Ein von Italienern in Kabul eröffnetes Krankenhaus musste nach wenigen Wochen geschlossen werden, weil die Religionspolizei Männer und Frauen beim gemeinsamen Essen erwischt hatte. Die einstige Schönheit dieses Landes ist nach allem, was Karla Schefter weiß, längst unter Bomben, Kalaschnikows und politischem Fanatismus zu Grunde gegangen, die handwerklichen Fertigkeiten seiner Bevölkerung erstarben. Die ehemals florierenden Teppichknüpfereien haben dichtgemacht. Kaum mehr eine Frau stickt wie früher. Die Kamelkarawanen, die ehemals durch Kandahar zogen, schlagen andere Routen ein. Der Markt für die dort angebauten Granatäpfel und Mandeln existiert kaum noch.

Früher konnten die Bewohner um Khost von der Ernte der Walnussbäume leben, erzählt sie. Früher war Masar-e-Scharif für seine Melonen berühmt, Ghazni für Rosinen,

Wardak für die von Händlern nach Pakistan verkauften Äpfel. Kein Mensch berichtet heute mehr über die Minen in der von der Nordallianz besetzten Region, in denen der leuchtend blaue Lapislazuli-Stein geschürft wurde.

Dass die Taliban im vergangenen Jahr den Anbau von Schlafmohn verboten, dem Grundstock für die Herstellung von Heroin, bemerkte Schefter deutlich am Rande einer Straße in der Provinz Langahar, als sie im Sommer von Putama nach Kabul fuhr. Ihr fiel auf, dass es dort nicht mehr üppig rot und weiß blühte, sondern sich Kornähren im Wind bogen. Die Folge des Anbauverbots

spürte Schefter bald. Die Bauern dort, denen eine wichtige Erwerbsquelle abgeschnitten war, konnten sich keine Ärzte mehr leisten.

In ihrer Klinik, das steht fest, werden die Lebensmittel- und Medikamentenvorräte nicht über den Winter reichen. Selbst dann nicht, wenn sie von Bomben oder Extremisten verschont bleiben sollte. Das Land, das sie so liebt, erinnert Karla Schefter mehr und mehr an das Kalb, das bei den afghanischen Bozkashi-Reiterspielen von allen Seiten gejagt, herumgezerrt und zerrissen wird.

[document info]

Copyright © Frankfurter Rundschau 2001

Dokument erstellt am 08.11.2001 um 21:35:53 Uhr

Erscheinungsdatum 09.11.2001